



Rezeption

Charles Stross

»Singularität«

Heyne, 2005, 494 Seiten

ISBN 3-453-52016-5

Am Tag, an dem der Krieg erklärt wurde, regnete es Telefone aus dem Himmel über Nowyj Petrograd.« Mit solch einem Mördersatz einen Roman zu eröffnen ist mutig – oder naiv. Jedenfalls weckt man als Autor damit das Interesse der Leser – und steigert die Erwartungshaltung gewaltig.

Charles Stross erweist sich als der Typ mutiger Schriftsteller, der bereit ist, sich diesen Erwartungen zu stellen.

Die Zukunft der Menschheit wird seit der Mitte des 21. Jahrhunderts von einem übermächtigen Konstrukt, das sich selbst »Eschaton« nennt, gelenkt. Im Moment,

als die erste Verletzung der Kausalität (wie man eine Zeitreise auch umschreiben kann) erfolgen sollte, griff das Eschaton ein und zerstörte nicht nur große Teile der Erde, sondern verstreute auch beinahe 9 Milliarden Menschen über weite Teile der Galaxis.

Nun – Jahrhunderte später – existieren verschiedene Gesellschaftsformen, die untereinander zwar in Kontakt stehen, aber nicht unbedingt auch zusammenarbeiten. Eine dieser Völkergemeinschaften ist die »Neue Republik«, und Rochards Welt ist eine abgelegene Kolonie dieses monarchistisch-konservativen Sternereiches. Und gerade dort beginnen die Telefone vom Himmel zu fallen ...

Was von der Zentralregierung als kriegerischer Akt und Einmischung in die internen Angelegenheiten angesehen wird, ist tatsächlich ein Ereignis gänzlich anderer Art: Das »Festival« ist eingetroffen. Als eine Art intergalaktischer Entstörtrupp reißt das Festival durch die Weiten des Weltraums und beseitigt »Lücken« im Kommunikationsnetz. Die dahinter stehende Intelligenz ist nicht-menschlich und deshalb nach den alten Freund-Feind-Kategorien nicht erklärbar. Allerdings fordert es einen hohen Blutzoll, bis sich diese Erkenntnis auch bei den Führern der Neuen Republik durchsetzt.

Die spannende, abenteuer- und actionreiche Geschichte wird von Stross geradlinig erzählt. In einigen Rückblenden und vermittelt durch die eingebettete Geschichte zweier Geheimagenten, erfährt man als Leser genug über die Historie, um den Geschehnissen problemlos folgen zu können. Die an einigen Stellen eingefügten Erklärungen von wissenschaftlichen Begriffen durch die Übersetzerin sind ebenfalls hilfreich und ermöglichen es so auch jugendlichen Lesern, einen leichten Zugang zu finden.

Stross' Helden versuchen durch ihre Aktionen die Zahl der Opfer zu vermindern. Sie begeben sich bewusst in die Höhle des Löwen, um diesem die Dornen aus den Pfoten zu entfernen – allerdings verlassen sie sich nicht auf dessen Dankbarkeit, sondern ziehen ihm auch gleich noch ein paar Zähne.

Der Roman gehört zur Gattung der »Space Opera«, und dort muss er sich gegen jede Menge Konkurrenzwerke von bekannten Autoren wie Jeffrey Carver, Alastair Reynolds, M. John Harrison oder David Weber behaupten. Und das gelingt ihm ganz gut.

Regnier Le Dyckt

Rezeption

Andreas Gruber

»Der Judas-Schrein«

Festa Verlag, 2005, 464 Seiten

ISBN 3-935822-83-9

Chefinspektor Alexander Körner vom Morddezernat Wien erwartet eigentlich seine Suspendierung, als er zu seiner Chefin beordert wird. Gleich beim ersten Fall als Einsatzleiter gelingt es einem Geiseltäter durch Körners Unachtsamkeit dessen Waffe zu entwenden und mehrere Menschen zu verletzen. Die Tatsache, dass der Beamte seinen Fehler durch brutales Vorgehen zu beheben versuchte – mit tödlichem Ausgang für den Gegner – hat seine Situation nicht gerade verbessert.

Körner ist also erstaunt, als ihm wider Erwarten ein neuer Fall zugewiesen wird. Ein junges Mädchen wurde in einer Discothek brutal verstümmelt. Schnell jedoch begreift der Chefinspektor, war-

um ihn seine Vorgesetzte vorläufig noch in Schutz nimmt. Der Mord ereignete sich in Grein, einer kleinen Ortschaft an der Grenze zum Burgenland. Grein ist Körners Geburtsort. Seine Kenntnisse von der Umgebung und den dort lebenden Menschen sollen helfen, den bizarren Fall zu klären. In Körner sträubt sich jedoch alles dagegen, an den Ort seiner Jugend zurück zu kehren. 27 Jahre sind vergangen, seit er das kleine Bergwerkdorf fluchtartig verlassen hat. Düstere, längst verdrängt geglaubte Erinnerungen drängen wieder an die Oberfläche.

Missmutig beginnt Körner vor Ort mit den Ermittlungen. Ein weiterer Mord geschieht. Und dann ist das gesamte Team durch ein Unwetter plötzlich von der Umwelt abgeschnitten.

Etwas Böses lauert in Grein. Immer wieder schlägt der unsichtbare Killer zu, und langsam begreift Körner, dass er in einen ungleichen Kampf auf Leben und Tod verwickelt wurde.

Andreas Gruber, der schon mit seinen Erzählensammlungen »Die letzte Fahrt der Enora Time« (u.a. Deutscher Phantastikpreis 2002) und »Jakob Rubinstein« auf sich aufmerksam machte, legt mit »Der Judas-Schrein« nun seinen ersten Roman vor. Gruber gelingt dabei das Kunststück, gleichzeitig einen Heimatroman, einen Thriller und eine lovecraftsche Gruselmär zu präsentieren. Ohne jegliche Scham verlegt der Autor die

Mythen des Horror-Urgesteins aus Providence in die österreichische Provinz. Und es funktioniert! Grein erscheint nicht minder bizarr und abgelegen als Innsmouth oder Dunwich. Es spricht für die Qualität des Romans, dass er sich zwar der Lovecraft-Mythen bedient, sie aber vorrangig als Subtext einsetzt. Wie Robert M. Price in den Erläuterungen zu den »Xothic-Legenden« (auch Festa) erläutert, funktioniert eine Mythos-Geschichte dann am besten, »wenn der Mythos sichtbar, nicht aber hörbar ist.« Genau das ist Gruber eindrucksvoll gelungen. Fast bis zum Schluss spielt Gruber mehr mit Andeutungen und Ahnungen, als dass er die altbekannten (und langweiligen) Mythos-Litaneien vom Stapel ließe.

Der Autor zitiert zwar diverse allgemeine Klischees (»Der frustrierte Kripo-Beamte«; »Der verlorene Sohn«, »Das einsame Dorf«; »Die äußere Bedrohung durch Naturgewalten« ...) er verknüpft sie aber so geschickt, dass dabei eine spannende, lesenswerte Geschichte heraus kommt – Cthulhu im Burgenland; nicht ohne ein kleines Augenzwinkern beweist Gruber ein weiteres Mal, dass deutschsprachige Phantastik problemlos im internationalen Vergleich mithalten kann.

Andreas Wolf



Rezension

Peter Straub
»Esswood House«
Edition Phantasia, 2005, 168 Seiten
ISBN 3-937987-07-0

Mit der erweiterten Fassung der Erzählung »Frau Gott« aus der Erzählungssammlung »Haus ohne Türen« liegt dem deutschen Leser nun erstmals das bis dato vollständige Prosa-Werk Straubs vor (die deutsche Fassung des neuesten Romans »In the Nightroom« wird sicher bald folgen).

Straubs Novelle handelt von dem jungen Englisch-Professor William Standish, der das dichterische Werk von Isobel Standish untersuchen will. Die Schwester seiner Großmutter ist eine nahezu unbekannte Dichterin und hat zu Lebzeiten lediglich ein schmales Lyrikbändchen veröffentlicht. Standish fragt im berühmten-berühmten Esswood-House in England nach, ob in der dortigen Bibliothek vielleicht Aufzeichnungen von und über seine Großtante zu finden seien. In Esswood House haben nicht nur Isobel Standish, sondern Größen wie D. H. Lawrence, T.

S. Eliot oder Ezra Pound residiert und gearbeitet. Viele Monate vergehen, ohne dass er eine Antwort erhält. Doch dann trifft plötzlich ein Brief ein. Man bestätigt ihm, dass Esswood umfangreiche, unveröffentlichte Dokumente der Dichterin besitzt, gleichzeitig bietet man ihm eines der höchst seltenen und heiß begehrten Stipendien an. Standish erhält für drei Wochen freien Zugang zu den Schätzen der englischen Bibliothek.

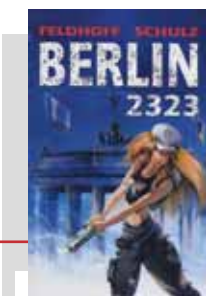
Als der junge Wissenschaftler in Esswood House eintrifft, nimmt ihn die prunkvolle aber gleichsam auch düstere Atmosphäre des Anwesens sofort gefangen. Der Vertreter der Stiftung reist kurze Zeit später nach London ab, die Diener und Köche bleiben unsichtbare Schemen und selbst die Besitzer von Esswood, die Geschwister Seneschal, scheinen ihre Gemächer in einem weit entlegenen Flügel des Hauses nie zu verlassen. Anfangs konzentriert sich Standish nur auf seine Studien, doch nach und nach macht sich ein Gefühl der Beklemmung, der Bedrohung in ihm breit. Nicht selten läuft er Gefahr, sich in den labyrinthartigen Gängen und unzähligen Zimmern des Anwesens zu verirren. Beunruhigende Alpträume suchen ihn heim. Etwas, was in den Mauern des alten Hauses nistet - (das Böse?) -, bemächtigt sich immer stärker seinem Verstand, bis es schließlich zur Katastrophe kommt ...

In einem Nachwort erläutert Straub die Entstehungsgeschichte von »Esswood House«. Nach Beendigung von »Koko« hatte er eine schmerzliche Leere emp-

funden, die diese Erzählung ausfüllen sollte. Da er zu dieser Zeit gerade ein Vorwort zu einer Erzählungssammlung von Robert Aickman verfassen sollte, beschloss er, seine Geschichte auf ähnlich verstörende, unkonventionelle und zuweilen abstrakte Art zu komponieren. Der Leser soll ganz bewusst nicht immer verstehen, warum eine Person tut, was sie tut. Dies ist dem Autor unzweifelhaft gelungen.

In »Esswood House« begegnet man erneut dem »alten« Straub, der höchst anspruchsvoll, zuweilen aber bewusst mäandrierend langsam und komplex schreibt. Es ist der Straub von »Blaue Rose« und »Der Schlund«, aber auch der Autor von »Mr. X« und »Reise in die Nacht«. In der vorliegenden Novelle - auch wenn sie umfangreicher als die Erzählung »Frau Gott« ist (die zusätzlichen 42 Seiten fallen aber selbst beim Parallel-Lesen kaum auf - die inhaltlichen Änderungen erscheinen weit weniger dramatisch als vom Autor erläutert), ist sie viel zu kurz für einen Roman - versteht es der Autor, seine Leser zu fesseln, eine Gabe, die er bei späteren Werken zuweilen einbüßte. Das »Aickman«-sche Element des Bizarren passt sich gut an das Ambiente eines Spukhauses an. Thema und Sprache verschmelzen so zu einer Symbiose des Unerklärlichen, die Peter Straub auf dem Höhepunkt seines Könnens zeigt.

Andreas Wolf



Rezension

Robert Feldhoff (Text)
Dirk Schulz (Bilder)
»Berlin 2323«
Carlsen, 2005, 95 Seiten
ISBN 3-551-74321-5

Indigo ist ein gewiefter Gauner, der sich auf vielen Planeten herumtreibt und immer schaut, dass er mit wenig Arbeit viel Kohle macht und genug Stoff hat um sich die Birne zuzudröhnen - ein echtes Vorbild eben. Wofür er nichts kann, und weswegen ihn seine Freunde lieben, ist seine sentimentale Ader, die ihn immer wieder dazu bringt, den schönsten Profit zu vergessen, wenn jemand seine Hilfe braucht. Denn

der struppige Kerl hat das Herz am rechten Fleck.

So gelingt es Scilla auch recht schnell, Indigo nach über zehnjähriger Trennung für ein Abenteuer der besonderen Art zu begeistern: Er soll ihr helfen, Berlin vor einer Invasion von »Schwarzen Magiern« zu schützen. Es ist das Berlin des Jahres 2323 in das Indigo stolpert - und es geht gut was ab.

Berlin hat seine Sonderstellung behalten - trotz Weltfrieden, kosmischem Aufbruch der Menschheit und Transmitterverbindungen in alle Teile der Galaxis. Die Mauer wurde wieder aufgebaut, auf dem Funkturm dreht sich langsam ein Bordell und unten ist ganzjährig Karneval und Loveparade. Der Herrscher von Berlin heißt auch in Zukunft Regierender Bürgermeister und seine Probleme sind - wen überrascht es wirklich - fehlende Finanzmittel und politische Rivalitäten.

Die bisher in großformatigen, sogenannten »Comic-Alben« erschienenen Abenteuer von Indigo und seinen Freunden wurden von Feldhoff/Schulz nicht weitergeführt und die Serie einer Radikalkur

unterzogen. Neues Format, mehr Umfang und eine generell modernere Bildtechnik (mehr Computer) sollen neue Leser gewinnen ohne die Altfans zu sehr zu verprellen. Nach der Lektüre von »Berlin 2323« kann dieses Konzept ohne weiteres als gelungen bezeichnet werden. Eine dem Thema angemessene, stakkaotoartige Bildgestaltung, kurze, treffende Dialoge, viele kunstvoll integrierte Anspielungen auf Heutiges und eine spannende Geschichte machen aus »Indigo« einen modernen Erwachsenencomic. Das die Ästhetik stark von der amerikanischen Massenware abweicht soll hier ausdrücklich als positiv verzeichnet werden. Dieser deutsche Weg des Bildabenteuers ist jedenfalls vielversprechend. Stürzen wir uns also ins pralle Berliner Leben und feiern wir die ultimative 365-Tage-Party -mit »MC Indigo« an den voll aufgedrehten Reglern!

Regnier Le Dyckt



Rezen
sion

Philip K. Dick
»Irrgarten des Todes«
Überarbeitete Neuausgabe
Heyne, 2005, 224 Seiten
ISBN 3-453-53021-7

Auf den ersten Blick bietet Philip Dicks Roman »Irrgarten des Todes« kaum mehr als eine Neuauflage der Stoffe, für die er berühmt ist: Scheinwelten, Realitätsverlust, Paranoia. Allerdings trägt dieser Schein (wie kaum anders zu erwarten), da Dick immer dort zu überraschen versteht, wo man es am wenigsten erwartet.

So wird aus der Geschichte von vierzehn Freiwilligen, die sich als Forschungsteam auf den Planeten Delmak-O begeben, sehr

bald eine Studie über menschliche Verhaltensweisen in Stresssituationen.

Einer nach dem Anderen müssen die Männer und Frauen erkennen, dass dieser Planet ganz und gar nicht ist, was er zu sein vorgibt. Und ihre Mitmenschen erst recht nicht. Sind sie alle nur Versuchskaninchen des Militärs, ist einer von ihnen gar ein Spitzel oder »Agent provocateur«, sind sie überhaupt auf Delmak-O, oder spielt sich alles in einem gigantischen Freigelände auf der Erde ab?

Während sie noch nach Antworten suchen, beginnt das Sterben. Die Todesarten variieren und werden immer bizarrer, der ohnehin nur geringe Zusammenhalt der Gruppe zerbricht völlig. Als sich in dieser Situation einer aus der Gruppe menschlich und moralisch verhält, beginnt sich die Scheinrealität von Delmak-O aufzulösen und eine gänzliche andere kommt zum Vorschein.

Dick wächst in diesem Roman über sich hinaus. Seine bisherigen Versuche – die immer auch eine »Suche« des Autors selbst waren – die Welt hinter der uns umgebenden Pseudorealität des kommerzgeilen und reizüberfluteten Amerikas der 50er und 60er Jahre zu erkunden, gelangen immer nur Einzelhelden – und

waren im Erfolgsfall zumeist sehr kurzlebig. In »Irrgarten des Todes« stellt Dick erstmals eine Gruppe von Menschen in den Mittelpunkt. Sie alle haben ihre Probleme und Schwächen, sind Einzelgänger und Spinner. Aber die Summe ist mehr als die Einzelteile vermuten lassen.

Dieser Schritt in Richtung auf eine mögliche Lösung, sei sie nun philosophischer oder religiöser Art, gelingt Dick in diesem Roman erstmals. Hier überwindet er seine eigene Verzweiflung und lässt den Leser teilhaben an einer Entdeckung, die man in seinen oftmals verzweifelt wirkenden Geschichten kaum noch erwartet hätte – es gibt wohl doch Hoffnung!

Zudem bietet »Irrgarten des Todes«, neben seiner durchaus spannend und geradlinig erzählten SF-Story, eine weitere Bedeutungsebene an, die gerade für Erstleser des Buches überraschende Bezüge zu heutigen Autoren bietet. Lange vor William Gibson, China Miéville und M. John Harrison vermennt Dick hier Cyberspace, Psychodrogen und Elemente des »New Weird« zu einer gelungenen Einheit.

Horst Illmer

Rezen
sion

Jack McDevitt
»Omega«
Bastei-Lübbe 2005, 702 Seiten
ISBN 3-404-24341-2

Prisilla »Hutch« Hutchins, die Heldin von bislang drei Romanen, hat Karriere gemacht. Ihren Piloten-Job hat sie zugunsten einer gut dotierten Stelle in der Verwaltung der Akademie aufgegeben, sie ist verheiratet und glückliche Mutter. Wie die meisten Menschen hat sie die Gefahr, die von den Omega Wolken ausgeht, verdrängt. Der Erde bleiben noch 900 Jahre, bis die Wolke sie erreicht, und architektonische Bauwerke sowie deren Bewohner vernichtet. Doch die Situation ändert sich, als ein Forschungsschiff der Akademie einen von knudelligen Lebewesen bewohnten Planeten entdeckt. Eine Wolke nimmt Kurs auf den Planeten, und Hutch bleiben nur Monate um die drohende Vernichtung der süßen Aliens zu verhindern. Dies allerdings, ohne dass die kulturell

hochstehende, technisch aber eher rückständige Gesellschaft durch das Eingreifen der Menschen in ihrer Entwicklung gestört wird. Wie aber rettet man eine Rasse, ohne in Erscheinung zu treten? Dass die lokalen dämonischen Sagengestalten äusserlich an Menschen erinnern, dass Raumschiffe, die zur Hilfe eilen sollen unterwegs havarieren, dass Mitarbeiter sterben und Pläne nicht funktionieren sind nur ein paar der Schwierigkeiten, die auf unseren Helden warten ... McDevitt hat sich mit seinen Romanen einen Namen gemacht. Die Werke zeichnen sich durch einen oft beschworenen, selten erreichten »sense of wonder« aus, vereinen überaus spannende Handlung mit ethischem Anspruch, und bestehen durch interessante, entwicklungs-fähige und glaubwürdige Personen. Dabei, und das ist bemerkenswert, verzichtet der Autor auf die Darstellung von Gewalt, seine Raumschiffe haben nicht einmal Waffen geschweige denn Kanonenbatterien an Bord. Statt dessen rückt er die Darstellung wirklich fremder Welten, galaktische Rätsel und seine Protagonisten in den Mittelpunkt. »Das Universum von Hutch ist riesig, dunkel und nahezu leer«, so McDevitt auf seiner Website. Leer und verlassen ja, aber ganz bestimmt nicht uninteressant möchte ich hinzufügen. Vorliegender Roman, der den John W. Campbell Award als bester SF Roman erhielt und auch für den Nebula nominiert war, fügt sich nahtlos in diese

Vorgaben ein. Allerdings hat der Roman zwei große Schwächen. Zum Einen hat sich Hutch als Direktorin auf die relativ sichere Erde zurückgezogen, und es ist niemand da, der ihren Platz in der Handlung auch nur annähern einnehmen könnte. Zum Anderen ist das Buch gut 250 Seiten zu lang. Zwar bietet uns der Autor eine Deutung der Dunklen Wolken, die aus dem Zentrum der Galaxie in regelmässigen Wellen Tod und Vernichtung streuen, doch die Rettungsmission als solche ist zu ausführlich aufgezogen. Während der direkte Kontakt zwischen Digger – unserem neuen Helden – und den Aliens fast schon zu wenig Raum einnimmt, verzettelt McDevitt sich bei der detaillierten Schilderung der diversen Rettungsmissionen fast schon. Unnötig eigentlich leider auch die Darstellung der Erlebnisse von Hutch an der Heimatfront. Hier wäre weniger mehr gewesen. Hätte sich der Autor mehr zurückgenommen, den Text um 250 Seiten gestrafft, er hätte einen Roman vorgelegt, der an sein Meisterwerk »Gottesmaschinen« angeknüpft hätte. So bietet das Buch zwar sehr viel positive Aspekte, spannende Lektüre voller Dramatik aber auch Wärme, kann aber nicht über die ganze Länge überzeugen.

Carsten Kuhr





Rezension

Michel Houellebecq
Die Möglichkeit einer Insel
DuMont, 2005, 443 Seiten
ISBN 3-8321-7928-3

Isst irgendetwas denkbar, das einen Mann mehr beschäftigt als seine Sexualität, seine Potenz? Vermutlich nicht. Sicherlich nicht für Michel Houellebecq. Sein neuester – überall schon als »Skandal« apostrophierter – Roman jedenfalls hat diese »Schicksalsstunde« als zentrales Thema. Da sich dieser Prozess der nachlassenden Erektionsfähigkeit über einen gewissen Zeitraum hinzieht, hat der »Held« Daniel ausgiebig Gelegenheit zum Lamentieren. Dieser klassische Klagegesang gehört mit zum Besten, Anspruchsvollsten, das die französische Literatur in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Houellebecqs Daniel klagt sozusagen auf »höchstem Niveau«. Seine Reflektion des eigenen Lebens, in dem er eigentlich nur Erfolge erlebt, Reichtum erwirbt, geliebt und verehrt wird, pendelt zwischen Komödie und Tragödie – und das vor allem, weil der Bericht radikal ehrlich bleibt. Daniel ist nämlich ein begnadeter Zyniker (auch das in einem »ursprünglichen«, »griechischen« Sinn), weshalb er es im Showgeschäft natürlich

bis an die Spitze schafft. Doch die Wahrheit ist ein Gift. Daniel bleibt – umgeben von Freunden, Ehefrau, Agent, Geliebten, Verehrern – letztlich allein.

Als sich dann seine Geliebte Esther auch noch von ihm abwendet, um mit jüngeren Männern zusammen zu sein, zerbricht Daniel. Er verfällt dem Heilsversprechen der »Elohim«-Sekte, deren Mitglieder mittels Klontechnologie das »ewige Leben« erlangen wollen.

Dass dieses Versprechen, zumindest teilweise, eingelöst wurde, bildet den zweiten erzählerischen Hauptstrang des Buches. In etwa 2000 Jahren brüten »Daniel 24« und »Daniel 25« über dem »Lebensbericht« ihres Urvaters Daniel I. Die »Neo-Menschen«, wie sie sich selbst bezeichnen, sind genetisch verbesserte Versionen von Menschen, die am Beginn des 21. Jahrhunderts ihr Erbgut in den atombombensicheren Katakomben der Elohim gelagert hatten. Der danach erfolgte, überaus dramatische, Untergang der menschlichen Zivilisation durch Kriege und daran anschließende Naturkatastrophen, ging an den Neo-Menschen fast spurlos vorbei. Allerdings haben die »Verbesserungen« neben Wut und Aggression auch solche »Fehler« wie Liebe, Mitleid und die Fähigkeiten des Weinens und Lachens beseitigt.

Hier beißt sich die Katze dann in den Schwanz – denn welchen Sinn macht ein solches »Leben«? In ihren Kommentaren zu den Lebensberichten der »Muster« klingt diese Problematik, wie ein fernes Echo, immer wieder an. Daniel 25 ist es schließlich, der versucht diesem Circulus vitiosus zu entinnen. In seinem »Expeditionstagebuch« gibt Houellebecq der Hoffnung noch einmal eine – auch sprachliche – Chance.

Es ist in diesem Roman auch die spannende Frage, ob Daniel (und damit letztlich dem Autor) in allen seinen Versionen der Ausbruch gelingt. Kann der Mensch (und hier ist immer nur der Mann gemeint) aus seiner Haut? Gibt es ein Leben nach dem Versiegen der Manneskraft?

In »Die Möglichkeit einer Insel« erleben wir einen Autor auf der Höhe seiner Schaffenskraft, dem jedoch das mögliche Ende dieser Periode eine heillose Angst einflößt. Dies spornt seine Kreativität (und wohl auch seine Intellektualität) ungeheuer an. Houellebecq versprüht ein Höchstmaß an Literarizität und artifizierlicher Qualität. Dies geht jedoch nicht, ohne eine breite Masse potenzieller Leser von vorne herein auszuschließen. Dieser Roman erfordert ein konzentriertes Lesen – und es erfordert ein Einlassen auf die womöglich schon »beschädigte« Psyche des Autors, ist also potenziell »gefährliche« Lektüre. Man(n) muss schon komplexe Künstlichkeit und intellektuelle Reflektion mögen, wenn man »Die Möglichkeit einer Insel« entdecken will.

Wer den Roman liest, weil er die – durchaus vorhandenen und auch in französischer Libertinage ausgeführten – »Stellen« sucht, wird sicherlich enttäuscht sein. Wem jedoch daran liegt, eine in absoluter Sprachbeherrschung ausgeführte Weltbeschreibung aus der Sicht eines bewusst etwas abseits stehenden Beobachters der potenziellen »Wirklichkeit« (denn: »Was ist Wahrheit?«) zu erfahren, dem sei dieses Buch ausdrücklich empfohlen.

Regnier Le Dyckt



Rezension

Thomas Lehr
»42«
Aufbau-Verlag, 2005, 370 Seiten
ISBN 3-351-03042-8

Eine bunt zusammengewürfelte Gruppe Menschen. Männer, Frauen, Kinder. Wissenschaftler, Politiker, Journalisten, Leibwächter. Zwei Busladungen voll. In der Schweiz, genauer: in Genf, noch genauer: Besuch im Teilchenbeschleuniger Delphi des Kernforschungszentrums

CERN. Ein Sommertag im August des Jahres 2000. Alles ist wie immer – bis um 12 Uhr 47 und 42 Sekunden.

Jetzt ist alles anders!

Wie anders es ist, dringt nur sehr langsam ins Bewusstsein, wenn man die ersten Seiten von »42« liest. Seit jener Schicksalssekunde sind fast fünf Jahre vergangen und es ist immer noch ein wunderschöner Sommertag, es ist immer noch August 2000 und es ist immer noch 12 Uhr 47 und 42 Sekunden.

Denn die Zeit ist für die ganze Welt stehen geblieben – mit Ausnahme einer etwa 70-köpfigen Gruppe von Delphi-Besuchern.

Adrian Haffner, geboren 1965, lebte und arbeitete als Wissenschaftsjournalist in München. Dann kam die Einladung, den Besuch bei CERN zu machen. Seit fünf Jahren führt er Tagebuch, versucht, allein und mit den Anderen zusammen,

sich mit dieser Situation zu arrangieren – und scheitert jeden Tag aufs Neue.

Nachdem man in den ersten Stunden noch darauf hoffen konnte, irgendwann aus diesem »Alptraum« zu erwachen, gelingt dies nach so langer Zeit nicht mehr. Die wenigen Forscher, die im CERN (das von den »Zombies«, wie sich die Mitglieder der Besuchergruppe – im Gegensatz zu den unbeweglich dastehenden »Fuzzies« – selbst nennen, nach seinen Initialen »Organisation für Chaos, Ekstase, Raserei und Nihilismus« getauft wurde) verblieben sind, entdecken zwar seltsame Phänomene, konnten aber bislang weder eine schlüssige Theorie, noch gar eine Problemlösung anbieten.

Und dann ticken die Uhren für unglaubliche, schwindelerregende, alles über den Haufen werfende drei Sekunden! D-R-E-I—S-E-K-U-N-D-E-N!!! 43, 44, 45 – und wieder alles aus!

Ist das jetzt zum Lachen oder Weinen, zum Verzweifeln oder neue Hoffnung schöpfen?

Hoffentlich haben Sie an dieser Stelle Blut geleckt und wollen jetzt wissen, wie es weitergeht, was die restlichen »Überlebenden« (denn nach fünf Jahren gibt es zwangsläufig Schwund) aus dieser Situation machen. Dann nur immer mutig heran ans Buch, denn an dieser Stelle beginnt es, setzt die Erzählung ein.

Thomas Lehr ist ein Roman gelungen, den man getrost »hochliterarisch« nennen kann, der allerdings mit der

gleichen Berechtigung auch »science fiction« unternimmt sein könnte. Es ist offensichtlich, dass Lehr sich im Genre auskennt, vor allem mit der Zeitreisethematik, ebenso mit der Physik der Relativität und der Teilchenforschung. Andererseits sind seine Psychologisierungen und Charakterzeichnungen von einem tiefen Verständnis für menschliche Befindlichkeiten und Gruppendynamische Prozesse getragen. Dass sich aus dieser Mischung eine unglaublich spannende und bewegende Erzählung formen konnte, ist der absoluten Sprachbeherrschung Lehrs zu verdanken. Sein Stil

ist in der deutschen Gegenwartsliteratur einzig, seine Phrasierungen und Modulierungen sind treffsicher und taktisch geschickt eingesetzt.

Mit »42« ist Thomas Lehr so etwas wie die Quadratur des Kreises gelungen: Ein postmoderner, außergewöhnlich gutgeschriebener Science-Fiction-Roman von einem deutschen Autor.

Davon hätte man gerne mehr.

Horst Illmer

